

Menschlichkeiten

Von GEORG STRASSENBERGER S. J.

Menschlichkeiten: sobald wir das Wort in der Mehrzahl gebrauchen, denken wir nicht an eine „Menschlichkeit“, die im Gegensatz zur „Unmenschlichkeit“ steht, sondern wir meinen damit jene oft kaum wägbaren, mitunter aber sehr faßlichen und gewichtigen Zeugnisse unserer Endlichkeit, unseres Menschseins, die manchmal für uns selbst, immer aber für andere eine Last bedeuten, jenen „peinlichen Erdenrest“, der auch dort noch zu tragen bleibt, wo ein Mensch es mit der Vollendung seines Menschentums sehr ernst nimmt.

Mutet es nicht oft beinahe tragisch an, wenn Eheleute mit heroischer Liebe und Hingabe einander die Last des Lebens und des Berufes tragen helfen — aber durch irgendwelche alltägliche kleine Mängel und Unausgeglichenheiten, eine Unpünktlichkeit, eine Pedanterie, eine ungeschickte Äußerung der Liebe gehen sie sich „auf die Nerven“, reiben und zerreiben sie sich gegenseitig? Kennen wir nicht mehr als einen Priester, von dessen ehrlichem und erleuchtetem Eifer für das Reich Gottes wir überzeugt sind, der wirklich sein Leben einsetzt für Gott und die Menschen — aber irgendeine kleine Empfindlichkeit oder bestimmte Unarten bei Tisch nötigen uns immer wieder ein schmerzliches Befremden ab? Oder denken wir an so manche Ordensfrau, die sich rückhaltlos verbraucht im Dienste der Kranken oder der Kinder, so daß wir sie um dieser Hingabe willen für eine Heilige halten möchten, — wenn nicht ein deutlicher Zug harmloser Neugierde oder gutartiger Geschwätzigkeit dieses Heiligenbild doch wieder trüben würde.

Warum tun uns diese Menschlichkeiten oft so weh? Zunächst wohl deshalb, weil wir sie ja überhaupt nur wahrnehmen an solchen, die eine ansehnliche Höhe ihres Menschentums erreicht haben: am Spiel eines Künstlers wird uns die geringste Unebenheit schmerzlich bewußt, während wir eine bedeutend gröbere Entgleisung eines Anfängers oder eines Stümpers lächelnd ertragen. Von hochstehenden Menschen erwarten wir eben viel, ja zu viel; darum flüstert uns diese seltsam hochgespannte Erwartung nur allzu leicht das Urteil ein: „Solche Menschlichkeiten müßten doch eigentlich nicht sein! Die ließen sich bei gutem Willen doch abstellen! Es geht ja nicht um große Dinge, sondern um Kleinigkeiten!“

Dieses Urteil bilden wir uns leicht und gern gegenüber den Menschlichkeiten anderer; unseren eigenen stehen wir bekanntlich viel milder und duldsamer gegenüber. Gerade der Widerspruch aber zwischen jenem fordernden „Das müßte doch nicht sein!“ und der Wirklichkeit, wie sie uns vor Augen steht, erzeugt eine Reibung, die wir als schmerzlich empfinden. Nun möchte man meinen: unser Leben ist doch im allgemeinen genug belastet mit unvermeidbaren Reibungen, so daß wir uns die vermeidbaren nach Möglichkeit fernhalten sollten. Wenn es uns also gelänge, jene unduldsam-

kritische Forderung „Das müßte doch nicht so sein!“ als übertrieben, ja unbegründet und somit ungerecht zu erkennen, dann würde dem Ärger, den wir über die Menschlichkeiten anderer empfinden, viel von seiner Schärfe genommen sein. Können wir das aber?

Der einfachste und zugleich eindrucksvollste Weg wäre sicher der, daß wir mit unbarmherzig ehrlicher Selbsterkenntnis jenes „Das müßte doch nicht sein!“ auf uns selbst anwendeten. Dann würden wir nämlich spüren, wie leicht eine solche Forderung gestellt und wie schwer sie erfüllt wird, wie zäh unsere eigenen Menschlichkeiten sich an ihren Mutterboden klammern, wie sie, in einer Ecke des Herzensackers vielleicht ausgerottet, fröhlich in einer anderen wieder aufsprießen. Aber leider ist es uns nur in begnadeten Stunden gegeben, unsere eigenen Menschlichkeiten zu erkennen, zu fühlen, wie schwer, ja beinahe aussichtslos der Kampf gegen sie ist, und gegen die anderen dann so gerecht zu sein, daß wir nicht mehr von ihnen erwarten und verlangen als von uns selbst. Darum mag eine andere Überlegung uns zu der gleichen Einsicht führen: Jene Forderung „Das müßte doch nicht sein, das ließe sich doch bei gutem Willen abstellen!“, der Hauptgrund unseres schmerzlichen Anstoßes an den Menschlichkeiten anderer, ist unerfüllbar, also unberechtigt. Denn:

Menschlichkeiten müssen sein, weil wir Menschen sind.

Der Mensch ist ein werdendes Wesen, nie fertig, nie vollendet, so lange er im Zustand der Diesseitigkeit lebt. Gerade weil wir überzeugt sind, daß unser diesseitiges Leben nichts anderes ist als Vorbereitungszeit, Prüfungszeit, Lernzeit, Übungszeit, Zeit des Wachstums und der Entfaltung, Zeit des Wanderns nach einem Ziel, werden wir von dieser Zeit nicht mehr erwarten und verlangen, als sie eben sein und leisten kann. So lange aber der Mensch sich noch vorbereitet auf das Eigentliche, Letzte, kann er noch nicht Meister sein; so lange er noch im Zustand des Lernenden ist, kann er noch nicht alles beherrschen, auch sich selber nicht; so lange er noch auf dem Wege ist, kann er noch nicht am Ziel sein. Prüfungsfeld aber und Lerngebiet und Weg sind hier nicht etwas dem Menschen Äußerliches, räumlich Umschreibbares, sondern alles das ist letztlich im Menschen selbst, weil er eben noch „werdend“, unfertig, noch nicht zur lautereren Verwirklichung seiner selbst gekommen ist. Darum werden, ja müssen ihm, so lange er „Mensch auf dem Wege“ ist, Zeichen und Spuren des Unvollendetseins, also Menschlichkeiten anhaften, um so deutlicher wahrnehmbar, je mehr er sich der Vollendung nähert.

Aber sollte ein Mensch nicht ständig an sich selbst arbeiten? Gewiß, jeder verantwortungsbewußte Mensch tut das. Mit welchem Erfolg, wissen wir auch. Gerade wenn einer an sich arbeitet, sich selbst erzieht, gerade dann wird er spüren, wie manche seiner Menschlichkeiten jeder erzieherischen Beeinflussung spotten: „Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschla-

gen; doch weckte mich eine beim frühesten Tagen“ (Goethe). Erschwerend kommt noch dazu, daß wir oft mit einer Beharrlichkeit, die eines besseren Zieles würdig wäre, in dem entscheidenden Punkt, wo unsere Menschlichkeiten sich am lustigsten tummeln, wie mit geschlossenen Augen vorbeigehen. Es gibt Menschen, denen man wahrhaftig nicht den guten Willen absprechen kann, die aber bei der Arbeit ihrer Selbsterziehung am liebsten immer den Pflug durch bereits gezogene Furchen führen; das Brachfeld nebenan, das noch des Pfluges bedürfte, sehen sie kaum. Mit einer gelinden Übertreibung gesagt: die meisten Menschen sind in ihren entscheidenden Charakterfehler viel zu verliebt, um ernstlich dort Hand anzulegen, wo es am meisten nötig wäre.

Das ist gar nicht so verwunderlich, wie es zunächst scheinen mag. Ist doch die bedeutendste Schwäche eines Menschen, sein sogenannter Hauptfehler, nicht irgendein erratischer Block, der da im Seelengrund herumliegt, sondern für gewöhnlich nichts anderes als die Kehrseite der wertvollen Grundrichtung seines Charakters; diese Kehrseite offenbart sich in Gestalt von Einseitigkeiten, von Übertreibungen, von Unausgeglichenheiten, eben von Menschlichkeiten aller Art. Wer weiß nun genau in seinem eigenen Innern — bei andern gelingt uns das viel leichter! — zu scheiden zwischen Willensstärke und Eigensinn, Ordnungsliebe und Pedanterie, Anpassungsfähigkeit und Anpassungssucht, Gedakentiefe und Grübelei, Wertbewußtsein und Selbstüberschätzung, Demut und Minderwertigkeitsgefühl? Wer zeigt ihm da die Grenze? Wer hindert ihn, auch die Entartung noch für ein Stück seines besten Ich zu halten? So kann es dann sein, daß er auch in die Schattenseiten seines Charakters noch verliebt ist, seine Menschlichkeiten also wie eine unveräußerliche Kostbarkeit weiterschleppt — ohne zu merken, daß er seiner Umgebung damit zur Last fällt. Wie weit im einzelnen Falle Schicksal oder Schuld im Spiele ist, wie weit beide sich vielleicht vermengen, kann durch menschliches Urteil wohl kaum je entschieden werden.

Diese Wertschätzung unserer Eigenart, die wir so gern noch übersteigern, führt auch leicht dazu, daß wir die Eigenart eines anderen nur deshalb schon für minderwertig halten, weil sie eben anders ist. Wie viele Reibungen und Spannungen unter Menschen lassen sich allein auf den Irrtum zurückführen: „Anders-sein“ sei so viel wie „Schlechter-sein“! Wir vergessen dabei, daß der andere mit ganz dem gleichen Recht oder Unrecht auch mich als „schlechter“ ansehen und empfinden kann, bloß deshalb, weil ich eben von ihm aus gesehen auch „anders“ bin. Es ist aber nun einmal so, und damit müssen wir uns abfinden, daß jeder Mensch ein einseitiges Wesen ist, weil jeder — im besten Falle — nur eine Idee Gottes in sich verwirklicht, also keiner alle Vollkommenheit in sich vereinigen kann. Statt nun mit klarem Wirklichkeitssinn diese Tatsache anzuerkennen und in ihr die Möglichkeit vielseitiger, fruchtbarer Ergänzung zu sehen, versteifen wir uns oft so lang in einer ablehnenden Haltung gegeneinander, bis

diese Starrheit zum Wundreiben führt. Dabei ist, nach unserer Voraussetzung, jeder ein Mensch guten Willens, der es an ehrlicher Selbstprüfung, wie er meint, nicht fehlen läßt.

Aber der Christ arbeitet doch nicht allein an sich, mit ihm ist noch die Kraft Gottes! Gewiß. Doch auch unter dem Einfluß der Gnade wird der Mensch im Diesseits niemals aller Menschlichkeiten ledig werden, wird nie sagen können: Ich bin fertig. Auch die später kanonisierten Heiligen haben in ihrem Erdenleben ihre Einseitigkeiten, Ecken und Kanten, eben Menschlichkeiten an sich getragen, an denen andere auch ohne Pharisäismus sich stoßen konnten. Hier spüren wir, wie buchstäblich das Wort des Herrn zu verstehen ist: „Niemand ist gut, als Gott allein.“ (Mk 10,18) Ausführlicher noch spricht das Buch Sirach (18, 2. 6. 9.) die gleiche Wahrheit aus: „Der Herr allein ist gerecht . . . Aber ein Mensch, wenn er gleich sein Bestes getan hat, so ist's noch kaum angefangen; und wenn er meint, er habe es vollendet, so fehlt es noch weit . . . Darum hat Gott Geduld mit ihm und schüttet seine Barmherzigkeit über ihn aus.“

Gott hat also Geduld mit dem unvollendeten, mit dem unvollkommenen Menschen, und schüttet seine Barmherzigkeit über ihn aus: im Neuen Bund vor allem in den Gnadenquellen der Sakramente. Sehr bezeichnend ist, daß gerade die Eucharistie im Menschen nicht ein augenblickliches Wunder bewirkt, sondern ihm in der Gestalt einer Alltagsspeise gegeben ist, die wiederholt und regelmäßig genossen, sein langsames, stetiges Wachstum fördert. Wobei dann nicht zu übersehen ist: die Gnadenmittel nähren und fördern direkt nur das übernatürliche Leben, auf die natürliche Erziehung und Vervollkommenung wirken sie nur indirekt ein. Jedenfalls wird der Mensch auch durch das intensivste sakramentale Leben nicht von der Pflicht einer bewußt gelenkten und vom Willen getragenen Selbsterziehung und Selbstvervollkommenung befreit.

Wer also daran Anstoß nehmen wollte, daß auch der begnadete Mensch nicht schon lange vor der Stunde seines Heimgangs fehlerfrei und vollkommen ist, der würde an Gottes Gnadenordnung Anstoß nehmen; und wer eine Weltordnung zur Rechenschaft ziehen wollte, in der so etwas möglich ist, der würde Gottes Weltordnung zur Rechenschaft ziehen. Wir treffen uns ja so manches Mal, wenigstens im Geheimen, bei Weltverbesserungsgelüsten an, wo wir von dieser Welt mit ihren Menschlichkeiten uns wegträumen und wegflüchten in eine Welt, wie sie nach unserer Meinung eigentlich sein sollte. Solchen Weltverbesserern, die sich eine Welt ohne Mängel und Menschen ohne Fehl und Makel wünschen, hat einmal der hl. Franz von Sales das Gewissen geschärft (Brief „An eine verheiratete Frau“): „Es ist eine schwere Versuchung, ungern in der Welt zu sein und sich deshalb zu betrüben, da man nun doch einmal in ihr sein muß. Die Vorsehung Gottes ist weiser als wir. Wir meinen, wenn wir eine andere Natur hätten, so würden wir uns besser befinden: ja, wenn wir uns selbst

veränderten. Mein Gott, ich bin ein geschworener Feind solcher unnützen, gefährlichen und üblen Wünsche; denn wenn auch das, was wir wünschen, in sich gut ist, so ist doch das Verlangen danach nicht gut. Denn Gott will nicht, daß wir dieses Gute haben sollen, sondern ein anderes, in dem wir uns nach seinem Willen üben sollen. Gott will in den Dornen und in dem Gebüsch zu uns sprechen, wie er zu Moses sprach — und wir wollen, er solle in dem sanften und frischen Windhauch sprechen, wie er zu Elias sprach.“

Wir haben nun, vom Menschen sprechend, dauernd bereits den christlichen Menschen im Auge gehabt, weil sich ja an ihm alle Menschlichkeiten besonders empfindlich zur Schau stellen. Wir müssen aber noch eine eigene, für manchen vielleicht überraschende Feststellung machen:

Menschlichkeiten müssen sein, weil wir Christen sind!

Nicht „obwohl“, sondern „weil“! Die Erklärung für diesen seltsamen Zusammenhang gibt Dominikus Thalhammer S. J. in seinem Buch „Jenseitige Menschen“ (Freiburg 1937, S. 49—51): „Die tiefste Ursache eines gewissen unvollendeten Menschentums unter den Christen des Welt- und Ordensstandes liegt im Christentum selbst. Das menschliche Gefäß ist nun einmal zu klein, um den immer noch größeren Forderungen des Christentums vollauf genügen zu können. Darum bleibt die Synthese von Natur und Übernatur im diesseitigen Zwischenreich immer bloß Aufgabe und Versuch und reift selbst beim Heiligen nicht zur Vollendung aus... Auch die Heiligkeit des Diesseits trägt noch das Pilgerkleid. Der ‚einseitige‘ Heroismus ist gewissermaßen ihr Kennzeichen. Denn irgendwo ist jeder Mensch durch die Ursünde und ihre Folgen aus seiner inneren geraden Wachstumsrichtung geschoben worden. Das hat aber zur Folge, daß auch der Aufbau der christlichen Persönlichkeit notwendig eine größere Sammlung der Kräfte und der Aufmerksamkeit an der gefährdetsten Stelle des Charakters erfordert. Diese wiederum kann nicht ohne Rückwirkung auf die innere Ausgeglichenheit des Gesamtmenschen bleiben... Eine größere Harmonie übersteigt im allgemeinen die Kräfte des diesseitigen Menschen und liegt nicht in der Sinnrichtung des Pilgerstandes, der noch Prüfung und nicht Vollendung ist.“

Was hier festgestellt ist, mag manchem ernüchternd klingen; aber es ist wohl eine heilsame Ernüchterung. Denn was ist besser und dem Ansehen Gottes und seiner Kirche zuträglicher: ein Ideal mit dem Munde zu verkünden, das aber in der Tat niemals verwirklicht werden kann, so daß dem unbefangenen Betrachter Zweifel kommen möchten an der menschenverwandelnden Kraft des Christentums — oder ruhig einzugestehen, daß im Diesseits ein restloser Ausgleich einfach nicht möglich ist?

Die Tatsache kennen und spüren wir ja doch alle: es geht über die Spannkraft eines normalen Menschen, gleichzeitig in sich das Übernatür-

liche und das Natürliche zu letzter Vollendung zu bringen. Und bei dem wirklichen Überwert des „Einen Notwendigen“ ist es begreiflich, daß dann eben besser manches auf dem natürlichen Gebiet unvollendet bleibt. Dem Außenstehenden, der kein Organ für das Übernatürliche hat, wird das immer als Ärgernis oder Torheit erscheinen, und auch der Christ wird dieses Ungenügen noch schmerzlich empfinden. Doch ist diesem Schmerz der schärfste Stachel genommen, sobald wir einsehen, daß es in der gegenwärtigen Ordnung nicht anders sein kann.

Selbstverständlich haben wir deshalb noch kein Recht, das Natürliche in seiner Art gering zu schätzen, es minder zu bewerten, wie das leider in manchen christlichen Kreisen geschieht; ebenso dürfen wir uns in keiner Weise einem ernstlichen Streben auch nach natürlicher Hochwertigkeit enthoben fühlen. Gerade wer es mit der Nachfolge Christi ernst nimmt, muß es auch mit der Vollendung seines Menschentums ernst nehmen, da ja die Übernatur nicht in den Wolken schwebt, sondern die gottgeschaffene Natur erhöhen und vollenden will. Er wird deshalb nicht nur um das übernatürliche Leben in Christus besorgt sein, sondern nach dem Vorbild des vollendeten Menschen Jesus wird er auch sein äußerlich sichtbares Menschenbild vollkommen zu gestalten suchen. Nur darf er nicht enttäuscht und mutlos werden — er nicht und die andern nicht! — wenn er im Diesseits dieses Ziel nie ganz erreicht.

Soll also das der Weisheit letzter Schluß sein, daß wir in Genügsamkeit uns ergeben? Nicht zur Genügsamkeit soll diese Erkenntnis uns führen, wohl aber zur Geduld! Daß wir Geduld haben mit den Menschlichkeiten anderer, Geduld haben auch mit unseren eigenen — jene Geduld, von der das obenerwähnte Wort aus dem Buche Sirach spricht: „Darum hat Gott Geduld mit ihm“; jene Geduld auch, die wir gegenseitig voneinander erwarten und auf die wir angewiesen sind nach dem Ausspruch der Nachfolge Christi: „Willst du, daß andere dich ertragen, so ertrage auch du sie!“